



Carl-Zuckmayer-Medaille 
 des Landes
Rheinland-Pfalz 2025 
MARIA SCHRADER

Carl-Zuckmayer-Medaille
des Landes Rheinland-Pfalz 2025
MARIA SCHRADER

**Carl-Zuckmayer-Medaille
des Landes
Rheinland-Pfalz 2025**

MARIA SCHRADER
Eine Würdigung



18. Januar 2025 im Staatstheater Mainz

Inhaltsverzeichnis

<i>Ministerpräsident Alexander Schweizer: Wir ehren Maria Schrader</i>	<i>9</i>
<i>Regina Schilling: Laudatio auf Maria Schrader</i>	<i>19</i>
<i>Maria Schrader: Dankesrede</i>	<i>29</i>
<i>Maria Schrader: Biografie</i>	<i>39</i>
<i>Carl-Zuckmayer-Medaille: Preisträgerinnen/Preisträger, Jury</i>	<i>41</i>



Rede des Ministerpräsidenten Alexander Schweitzer
Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille
an Maria Schrader

18. Januar 2025, Staatstheater Mainz

Sehr verehrte Gäste, liebe Freundinnen und Freunde des Carl-Zuckmayer-Preises, ein ganz besonders herzliches Willkommen gilt Maria Schrader, die wir mit diesem glanzvollen Abend ehren.

An Ihrer Seite darf ich auch ihren Lebensgefährten Jan Schomburg herzlich begrüßen. Genauso wie ihre Wegbegleiterin und Freundin Regina Schilling.

Stellvertretend für die Landesregierung und für die 15-köpfige Jury zur Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille begrüße ich Katharina Binz, stellvertretende Ministerpräsidentin und Kulturstatsministerin des Landes Rheinland-Pfalz.

Stellvertretend für den rheinland-pfälzischen Landtag heiße ich die Vizepräsidentin Kathrin Anklam-Trapp willkommen.

Für die dritte Gewalt in Rheinland-Pfalz begrüße ich den Präsidenten des Verfassungsgerichtshofes, Dr. Lars Brocker.

Ich freue mich, dass unser ehemaliger Ministerpräsident Rudolf Scharping hier ist. Ich begrüße auch die Mitglieder des Mainzer Stadtvorstandes und des Mainzer Stadtrates, allen voran Herrn Oberbürgermeister Nino Haase und Herrn Bürgermeister Günter Beck, der als Vorsitzender der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft auch die Brücke zu unseren Gästen aus Nackenheim schlägt.

Für den Ortsgemeinderat Nackenheim begrüße ich stellvertretend Herrn Ortsbürgermeister René Adler.

Die Schriftstellerin Monika Maron, Carl-Zuckmayer-Preisträgerin 2003, gibt uns heute die Ehre. Schön, dass Sie da sind!

Und ich grüße alle anwesenden Kulturschaffenden und Kulturinteressierten.

Stellvertretend für das Team vom Staatstheater, das uns vor und hinter der Bühne diesen tollen Abend ermöglicht, begrüße ich Markus Müller, Intendant des Staatstheater Mainz.

Und ich möchte mit einem herzlichen Dankeschön auch Alexander Wasner vom SWR ansprechen, der diesen wunderbaren Einspieler zum Porträt Maria Schraders für heute Abend produziert hat.

Guten Abend Ihnen allen hier im Großen Haus des Staatstheaters Mainz, heute ehren wir Maria Schrader. Viele kennen sie durch den Film Aimée und Jaguar, dessen Liebesgeschichte eine unglaubliche Strahlkraft bis heute besitzt. Maria Schrader hat noch so viel mehr im Gepäck: Zahlreiche Filme vor und hinter der Kamera, immense kreative Schaffenskraft und Haltung.

Das eindrucksvolle filmische Porträt hat uns eben gezeigt: Sie ist ein Multitalent. Ob als Schauspielerin, Drehbuchautorin oder Regisseurin, ihre Stoffe sind voller Geschichten, die weit über das Innenleben ihrer Protagonistinnen und Protagonisten hinausreichen.

Mit ihr schauen wir genau hin, hören wir genau hin. Wenn sonst manchmal der Blick zu schnell über das Wesentliche hinweggeht oder das Rauschen unserer schnellen Welt zu laut wird, schafft Maria Schrader Weite und Raum. Sie schafft es, unseren Blick zu weiten und Zuhören aktiv werden zu lassen.

Es ist genau diese Weite, in der sich Offenheit mit respektvollem Kritisch-Sein verbinden kann. Denn: Die Kritik entwickelt sich für uns als Zuschauerinnen und Zuschauer in ihren Werken – indem wir selbst genau hinhören und hinschauen.

Maria Schrader lädt ein, sich die Vielfalt von Perspektiven und der damit verknüpften Geschichten bewusst zu machen. Was passiert mit dem „Fall

Harvey Weinstein“, wenn er aus Perspektive der Investigativjournalistinnen Jodi Kantor und Megan Twohey erzählt wird? Und wie lässt sich das Spannungsfeld von System und individueller Freiheit aus dem Blick von Esther Shapiro beschreiben? Einer jungen Frau, die sich von ihrer ultra-orthodoxen jüdischen Religionsgemeinschaft der Satmarer Chassiden in New York lossagt und in Berlin ein neues Leben sucht.

In „Vor der Morgenröte“ gibt es nicht die eine Wahrheit, nicht den einen Blick von vor dem Hitler-Regime Geflüchteten auf Europa, nicht den einen Blick von scharfsinnigen Schriftstellern wie Stefan Zweig oder Thomas Mann auf die politische Situation, und nicht den einen Blick von Menschen im Exil auf ihre Heimat. Maria Schrader hat mit „Vor der Morgenröte“ einen Film geschaffen, der – wie sie sagt – Vieldeutigkeit als Qualität begreift.

Maria Schrader ist eine Künstlerin der Balance – zwischen Weite und Fokus, zwischen Offenheit und Kritik, zwischen Mensch und Welt. Mit ihr ehren wir eine große, feinfühligke Schauspielerin, Drehbuchautorin und Regisseurin. Beobachten, ohne direkt zu bewerten, scheint ihren Blick so fein und scharf zugleich zu machen. Einblicke in das Innenleben anderer Menschen, in Gedanken und Gefühle – all das schenkt sie uns zusammen mit Bildern, die uns noch tiefer in die Geschichten eintauchen lassen.

Ich finde, sie ist dabei eine echte Mutmacherin. Sie traut sich an gesellschaftliche Themen und erzählt sie glaubwürdig, zugewandt und differenziert. Ich finde es richtig mutmachend, liebe Maria Schrader, dass Sie den großen Themen und Stoffen die Hauptrolle geben – sei es das Mensch-Sein, Freiheit oder Emanzipation. Und diese Liste mit großen Begriffen ließe sich noch weiter fortführen, denn gespielt hat Maria Schrader schon fast immer. Sie stand schon früh auf einer Bühne wie dieser hier; mit 15 Jahren spielte sie im Staatstheater Hannover. Sie ist nicht nur eine Mutmacherin, sie ist selbst auch mutig. Vom Ende her betrachtet war das Schauspielen ihre Schule, nicht das Matthias-Claudius-Gymnasium Gehrden. Über Maria Schrader weiß Regina Schilling, die heutige Laudatorin, bestimmt viel mehr zu berichten. Was Menschen von außen, wie ich, sehen, ist: Maria Schrader hat Mut, ihren eigenen Weg zu gehen; und sie hat Mut, offen zu sein.

Sich zu trauen, offen zu sein; sich zu trauen, genau hinzuschauen, hinzuhören und erstmal zu beobachten, ohne zu bewerten – das gibt Maria Schrader uns mit. Für mich ist das etwas ganz Grundsätzliches, etwas, das es in jeder Begegnung braucht und dass es in demokratischen Gesellschaften braucht. Erst wenn diese Offenheit da ist, öffnen sich Debattenräume. Leider erleben wir viel zu oft eine Debattenkultur, die von Ausrufezeichen geprägt ist. Da geht die Tür zu echtem gesellschaftlichen Gespräch zu – oder schlimmer noch: gar nicht erst auf.

Verunsicherungen und Einmischungen sind aktuell aus verschiedenen Himmelsrichtungen – geografisch wie politisch – wahrzunehmen. Da geht es um Meinungsmache statt Meinungsbildung – ja, sogar Manipulation, da geht es dann um schrille Töne und nicht um das große Gespräch in der Gesellschaft.

Ganz klar sage ich: Dem müssen wir etwas entgegensetzen. Wir dürfen uns nicht beeinflussen lassen, wir dürfen uns nicht die Bereitschaft nehmen lassen, in einer vielfältigen, offenen Demokratie im Austausch und im Gespräch zu bleiben. In der gesellschaftlichen, aber auch in der politischen Auseinandersetzung ist Offenheit und die Achtung der Würde jeder Einzelnen und jedes Einzelnen der Schlüssel, um Demokratie zu leben und jeden Tag aufs Neue mit Leben zu füllen – bei allen inhaltlichen Differenzen, die es auszuhalten gilt. Es geht darum, dass wir uns immer wieder darauf besinnen, das Gemeinsame zu suchen und das Leben der Menschen, mit denen wir in Verantwortung verbunden sind, besser machen zu können.

Kultur ist unverzichtbar und grundwichtig: Kultur schafft freie Räume und ermöglicht, ins gesellschaftliche Gespräch zu kommen. Kluge Kulturpolitik stärkt deshalb die Orte und Räume, in denen Gesellschaft sich begegnet, in denen gemeinsame Erfahrungen und bestmöglich auch echte Debatten eröffnet werden.

Das sagt sich immer so leicht, ist aber ganz schön voraussetzungsvoll. Kultur als Raum gesellschaftlicher Begegnung und Auseinandersetzung braucht kommunikative, sprachliche Kompetenzen genauso wie kulturelle Bildung. Deshalb setzen wir in der Kulturpolitik des Landes seit vielen Jahren einen Schwerpunkt auf die Förderung der kulturellen Bildung.



In Rheinland-Pfalz sind wir froh, eine so wahnsinnig lebendige Kulturszene zu haben, die mit großer Vielfalt im ganzen Land zu erleben ist. Mit unserer Landespolitik unterstützen wir die freie Szene genauso wie Theater, Orchester und Museen, also jenen Einrichtungen, die gemeinhin der Hochkultur zugerechnet werden. Dabei bezweifle ich, dass dieses Begriffspaar Breitenkultur und Hochkultur wirklich sinnvoll ist. Jedenfalls dann nicht, wenn daraus ein Gegensatz oder eine unterschiedliche Wertigkeit abgeleitet wird. Breiten- und Hochkultur sind aufeinander angewiesen. Deshalb ist für mich als Ministerpräsident völlig klar, dass wir eine Kulturpolitik betreiben, in der wir sowohl in der Breite als auch in der Spitze gut aufgestellt sind, und das sind wir nach meiner Überzeugung.

Gleichwohl wäre es fahrlässig, die Augen davor verschließen zu wollen, dass die Kultur unter einem erheblichen Druck steht. Unter einem enormen finanziellen Druck, der infolge der Teuerungen nach Corona viele Einrich-

tungen und Initiativen vor große Herausforderungen stellt. Aber es gibt auch einen politischen Druck, denn es ist mit Händen zu greifen, dass Parteien an den politischen Rändern Kultur in ihrem Sinne instrumentalisieren und damit missbrauchen wollen.

Das werden wir nicht zulassen, meine sehr verehrten Damen und Herren. Wir werden nicht zulassen, dass gewisse politische Kräfte aus dem Parlament bestimmen, was auf den Spielplan des Staatstheaters kommt. Wie es auch in Rheinland-Pfalz versucht wurde.

Künstlerinnen und Künstler müssen die Freiheit haben, autonom, unabhängig und ohne staatliche Einflussnahme zu wirken. Diese Autonomie werden wir gewährleisten, und wer das infrage stellt, darf sich auf den Widerspruch der Landesregierung einstellen. Kultur und Medien sind lebenswichtig für Demokratie. Sie sind die Räume, in denen wir uns als Gesellschaft verständigen. Die Bedeutung verlässlicher und unabhängiger Berichterstattung wird uns angesichts der andauernden Krisen derzeit besonders bewusst. Und uns wird einmal mehr bewusst, wie wichtig es ist, diese Räume des öffentlichen Gesprächs zu sichern und in die Zukunft zu tragen. Hier geht es auch darum, ein Gegengewicht zu großen amerikanischen und chinesischen Plattformen zu schaffen. Als Vorsitz der Rundfunkkommission der Länder setzt sich Rheinland-Pfalz dafür ein, die freien und vielfältige Medienlandschaft in Deutschland und in Europa zu erhalten und zu sichern. Ich werbe dafür, dass nicht nur über den Preis, sondern auch über den Wert einer vielfältigen Medienlandschaft gesprochen wird.

Neben den Privaten ist und bleibt gerade auch der öffentlich-rechtliche Rundfunk eine wesentliche Säule in unserer positiven Medienordnung. Die Bundesländer tragen hier gemeinsam Verantwortung. Jetzt und auch für die Zukunft.

Liebe Maria Schrader,

Der Carl-Zuckmayer-Preis hat Tradition. Immer am Todestag des in Nackenheim geborenen Schriftstellers und Dramatikers verleiht das Land Rheinland-Pfalz im Andenken an Carl Zuckmayer diesen Preis.

Dieses Jahr ist übrigens ein besonderes Jahr für die Zuckmayer-Fans, denn: Genau vor 100 Jahren wurde sein bekanntes Theaterstück „Der fröhliche Weinberg“ uraufgeführt. Ich freue mich, dass die Region Rheinhessen 2025 zum „Themenjahr“ unter dem Motto „Alles Carl“ macht. Auch sonst ist Carl Zuckmayer 48 Jahre nach seinem Tod überall im Land und gerade in Rheinhessen präsent.

Im vergangenen Jahr hatte Kollegin Binz die großartige Idee, dass das Staatstheater ein Zuckmayer-Stipendium für Dramatikerinnen und Dramatiker auslobt. Derzeit läuft die Auswahl für die zweite Ausschreibungsrunde. Mit einer solchen Maßnahme unterstützen wir zeitgenössische Autorinnen und Autoren und wollen einen Beitrag leisten, die Erinnerung an den großen Carl Zuckmayer wachzuhalten. Das tun wir heute Abend auch. Mit dem Carl-Zuckmayer-Preis für den Verdienst an deutscher Sprache und um das künstlerische Wort ehren wir heute eine der vielseitigsten und international renommiertesten Künstlerinnen unserer Zeit. Sie ist im Übrigen die erste Deutsche, die den wichtigen US-Fernsehpreis, den Emmy,



als beste Regisseurin erhalten hat, für die Netflix-Miniserie „Unorthodox“. Maria Schraders Filme und ihre Kunst sprechen die Sprache von Empathie und laden zu neuen Blickwinkeln ein. Was passiert mit Geschichten und Figuren, wenn die Welt auf sie trifft? Mit Maria Schrader ist die Antwort meistens ein Plural.

Die Antwort steckt bei ihr in den Perspektiven der Figuren und in der eigenen Sprache der Erzählerinnen und Erzähler. Und noch mehr: Ich will sagen: Ihre Geschichten haben sogar die Kraft, unseren Blick auf Gesellschaft und damit verwobene persönliche Geschichten zu verändern.

Der Jury-Begründung kann ich mich nur anschließen: Ganz gleich, ob Maria Schrader selbst vor der Kamera oder auf der Bühne steht, ob sie Drehbücher schreibt oder Regie führt: Immer geht es ihr darum, sich mit den Bedingungen des Mensch-Seins auseinanderzusetzen. Maria Schrader setzt auf die Kraft der Sprache.

Persönlich, wenn ich das ergänzen darf, hat mich besonders der Film „Ich bin dein Mensch“ bewegt. Hier lässt sich eine Wissenschaftlerin auf das Experiment ein, mit einem humanoiden Roboter für ein paar Wochen in einer Partnerschaft zusammenzuleben. Mich hat dieser Film fasziniert, weil er mit Zukunftsideen spielt und weil er sich an eine Grundfrage traut: Was macht das Menschsein aus?

Für mich persönlich gab der Film – wie sollte es anders bei Maria Schrader sein – darauf gleich zwei Antworten: Das Unvollkommene und das Offene. Es ist das Offene, das uns als Menschen Gestaltungsräume und Gestaltungsmacht schenkt.

Mit der Frage nach dem, was uns als Menschen ausmacht, sind wir direkt beim Namensgeber des heutigen Preises. Für Carl Zuckmayer war der „Mensch das Maß aller Dinge“. Ihm ging es um die Spannungen zwischen Figur/Mensch und Gesellschaft/Weltgeheimnis. Maria Schrader lenkt heute, in unserer Zeit, den Blick genau auf diese Spannungen.

Ich freue mich sehr, Ihnen, liebe Maria Schrader, heute diesen Preis verleihen zu dürfen. Herzlichen Glückwunsch!



Laudatio von Regina Schilling

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident, sehr verehrte Jury, liebe Maria!

dass ich jetzt hier stehe und eine Laudatio auf Maria Schrader halten darf, wird mir hoffentlich in den nächsten 15 Minuten nicht die Sprache verschlagen. Ich bin etwas nervös. Erstens ist das eine Premiere für mich, also eine Laudatio zu halten, und zweitens ist meine Bewunderung für Maria Schrader und ihr Werk unendlich groß. Was für eine Ehre, aber auch: was für eine Aufgabe! Da kann ich eigentlich nur scheitern.

Ich bin damit aufgewachsen, dass Reden – ob in der Politik oder bei Familienfeiern (Taufe, Hochzeit, Beerdigung) – von Männern gehalten werden. Ich habe sie als Kind dabei auch genau studiert: Wie sie sich am Rednerpult festhalten, sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischen, sich an die Brille fassen. Ich war eigentlich froh, dass ich da nicht stehen musste, denn „hinter der Kamera“ fühlte ich mich immer schon wohler. Als Mädchen und junge Frau wurde das „Reden halten“ auch nicht von mir erwartet. Aber wenn ich es genau überlege, halte ich gar nicht zum ersten Mal eine Laudatio, ich habe vor ca. 25 Jahren das erste Mal eine Rede im Familienkreis gehalten, im Prinzip eine Laudatio auf meine Schwiegermutter, an ihrem 70. Geburtstag. Ich wollte raus aus meiner Komfortzone, um meiner Tochter und meinen Nichten mit gutem Beispiel voranzugehen. Insofern: Wenn mich in den nächsten Minuten die Nervosität packt, stelle ich mir einfach vor, wir sind hier auf einer Familienfeier.

Was ist das Geheimnis der Künstlerin Maria Schrader, habe ich mich in der Vorbereitung zu diesem Abend gefragt. Mir ist einiges eingefallen: Power zum Beispiel! Sie muss als Kind in *Miraculix*’ Zaubertrank-Fass gefallen sein, ganz klar. Unerschrockenheit, Mut, analytische Gründlichkeit, Beharrlichkeit, Durchlässigkeit, aber vor allem: Maria Schrader sucht die Grenzerfahrung, Grenzüberschreitung. Sie macht keine halben Sachen, egal in welchem künstlerischen Feld sie sich bewegt. Und das sind ja einige. Mir fiel auch ein, was mir unsere gemeinsame Freundin Adriana Altaras – ebenfalls ein Multitalent (Regisseurin, Schauspielerin, Autorin) von einem

Wortwechsel zwischen ihr und Maria erzählte:

Adriana: Ich reise bald nach Namibia, und würde so gern allein mit dem Auto durch die Wüste fahren. Aber ich traue mich nicht.

Maria: Wovor genau hast du Angst?

Adriana: Dass ich in der Wüste eine Reifenpanne habe und verdurstete.

Maria: Dann übe doch in Berlin, einen Reifen zu wechseln. So lange, bis du es kannst.

„Dann übe es solange, bis du es kannst ...“ Ist das etwa das ganze Geheimnis? Es wäre schön, wenn es so einfach wäre.

Meine erste Begegnung mit Maria Schrader – 1994 – war sehr einseitig. Ich sah sie im Kino, auf der Leinwand, als Fanny in „Keiner liebt mich“ von Doris Dörrie. Ich war gleich schockverliebt in dieses Geschöpf Fanny. Sie ist schüchtern, eigenwillig und skurril, durchlässig und am Ende unerschrocken. Fanny ist ein vom Leben und der Liebe enttäuschter Single, die sich vom Tod angezogen fühlt. So sehr, dass sie Skelett-Ohringe trägt und einen Kurs für „selbstbestimmtes Sterben“ besucht, in dem sie ihren eigenen Sarg baut und ihre Beerdigung probt. Ist diese Fanny anfangs noch ein verhuschtes Wesen, so ist am Ende des Films eine Leinwand-Diva, eine Jeanne Moreau aus ihr geworden. Fanny traf mich aber vor allem wegen ihrer Morbidität ins Mark. Was ich damals nicht wusste: Die Person hinter der Fanny – Maria Schrader – hat – ähnlich wie ich – früh ihren Vater verloren. Also eine prägende Verlusterfahrung hinter sich. Ein paar Jahre später lernte ich Maria Schrader dann persönlich kennen, als Vorlesende, auf dem ersten Festival der lit.COLOGNE 2001, das ich mit aus der Taufe hob und über 20 Jahre kuratierte. Seit dieser Zeit sind wir Freundinnen.

Ich glaube, es hat noch kein Festival ohne ihre Mitwirkung stattgefunden. Sie ist im Grunde das Maskottchen der lit.COLOGNE, des immerhin größten Literaturfestivals Europas! Auf diesem denkwürdigen ersten Festival stellte ich jedenfalls fest, dass genau die Unerschrockenheit und die Durchlässigkeit der Fanny herausragende Eigenschaften der realen Maria Schrader sind. Aber dazu später mehr. Eine dritte Begegnung anderer Art – in meiner Arbeit als Regisseurin – war dann 2018. Als ich ihr antrug, ob sie mein „Alter Ego“, bzw. meine Stimme sein könne in meinem Dokumentarfilm „Kulenkampffs Schuhe“. In diesem Film erzähle ich vom Leben meines

Vaters, vom Showbusiness der 60er und vom Schweigen und Verdrängen der Shoah im Nachkriegsdeutschland. Ich bin sicher, ein nicht unerheblicher Teil des Erfolgs dieses Films liegt an Maria Schraders Art zu sprechen – geradezu hypnotisch führt sie durch die Geschichte. In der Recherche zu „Kulenkampffs Schuhe“ bin ich übrigens auf den „Geheimreport“ von Carl Zuckmayer gestoßen, diesen höchst aufschlussreichen, auch amüsanten Bericht über bedeutende Künstlerinnen und Künstler, die während der NS-Zeit in Deutschland geblieben waren.

Im Auftrag der Alliierten teilt Zuckmayer sie alle ein in vier Kategorien: „Aktive Nazis und böswillige Mitläufer / Gutgläubige Mitläufer / Indifferente und Hilflose / Bewusste Träger des inneren Widerstands“. Keine Frage für mich, dass Maria Schrader in die letzte Kategorie gehören würde – sollte es jemals wieder zu solchen Berichten kommen... Auch das gehört zu ihrem Selbstverständnis als Künstlerin. Und damit sind wir nun beim Grund dieser Versammlung – oder „Familienfeier“ – angelangt.

Liebe Maria, du erhältst heute die „Carl Zuckmayer-Medaille“. Ein Preis, der für „Verdienste um die deutsche Sprache und das künstlerische Wort“ verliehen wird. Du bist ja eine Multibegabung, du kannst so viel, dass es fast einschüchtert. Du spielst, du schreibst, du inszenierst. Du bist eine weltberühmte, international gefeierte Schauspielerin, Drehbuchautorin und Regisseurin. Da du selbst einmal gesagt hast, „im Innersten bin ich eine Schauspielerin, die auch Regie führt“, fange ich mit der Schauspielerin an, beziehungsweise mit der „Vortragskünstlerin“, denn das ist ein großer Unterschied, zu spielen oder öffentlich vorzulesen. Anders als „höchste Kunst“ kann ich Maria Schraders Art „vorzulesen“, Literatur lebendig werden zu lassen, sie fliegen zu lassen, das Publikum in eine Art hypnotischen Rauschzustand zu versetzen, nicht bezeichnen. Ich war Zeugin, auf eben jener lit.Cologne 2001, als Maria Schrader das bis auf den letzten Platz gefüllte Kölner Schauspielhaus verzauberte, nein – verhexte.

Sie saß dort mit Zeruya Shalev, deren Roman „Mann und Frau“ gerade erschienen war. Leere Bühne, schwarzer Tisch. Shalev hatte sich geweigert, ein wie sonst übliches Q&A mitzumachen. Sie wollte einfach nur neben Maria sitzen, ihr zuhören, wie diese ihre deutsche – ausgezeichnete – Übersetzung vorliest. Ganze neunzig Minuten. Ich erinnere mich genau,



dass wir als Veranstalter das zuerst für keine gute Idee hielten. Schrader schön und gut, aber waren die Leute nicht in erster Linie wegen der Autorin dieses Bestsellers gekommen? Wir sollten eines Besseren belehrt werden. Maria Schrader las neunzig Minuten lang ohne Pause, neben ihr Shalev – versunken, die beiden verschmolzen auf fast unheimliche Art zu einer Person. Maria ließ uns glauben, der Text käme auch aus dem Mund von Shalev, oder aus ihrem Gehirn – wir sahen ihr praktisch beim Schreiben zu. Schrader las laut und leise, zärtlich, zweifelnd und unerschrocken, machte die vielen Ebenen des nicht gerade einfachen Textes vollkommen transparent. Das Publikum lauschte anderthalb Stunden gebannt und mucksmäuschenstill. Als die Lesung zu Ende war: donnernder Applaus, Shalev und Schrader gehen hinter die Bühne und dann passiert etwas, was ich danach, in 23 Jahren Festival nicht mehr erlebte: die Leute riefen „Zugabe! Zugabe!“, wie bei einem Popkonzert! Und natürlich gingen beide wieder raus, setzten sich und Maria las weiter, bestimmt noch 20 Minuten,

es war magisch. Allein für diesen Abend hättest du diese Medaille verdient! Ihr habt es beide als genauso magisch und rauschhaft empfunden, habt ihr später erzählt, und du, Maria, hast auch erzählt, dass Dich dieser Abend wieder zum Theater gebracht hat.

Aber erst einmal führt die Begegnung mit Zeruya Shalev zu Maria Schraders erster Regiearbeit. In ihrer frühen Zusammenarbeit mit Dani Levy hatte sie bereits die Drehbücher mitgeschrieben, deren Rollen sie spielte. Auch das Drehbuch von Shalevs Roman „Liebesleben“ schreibt sie (gemeinsam mit Laila Stiehler) und will eigentlich die Hauptrolle spielen. Eine junge Frau in einer obsessiven, toxischen Liebesbeziehung mit einem wesentlich älteren Mann. Auch hier zieht sie mit Sicherheit die Grenzüberschreitung an. Ans Regieführen denkt sie erst mal gar nicht. Bis ihr die Produktionsfirma X-Filme sagt: Mach du es doch selbst. Und da kommt wieder der Mut ins Spiel: Sie sagt ja! Es hätte so viel so fürchterlich schief gehen können bei diesem Stoff, aber nein: Das Ergebnis ist eine kongeniale Verfilmung des Romans, von dem kaum einer gedacht hätte, dass er überhaupt zu verfilmen ist. Das wohl schönste Kompliment machte diesem Film der leider viel zu früh verstorbene legendäre Filmkritiker Michael Althen: „Sowas können sonst nur die Franzosen...“.

Statt nun ihre Karriere als Regisseurin weiterzuverfolgen, geht Maria Schrader überraschenderweise zum Theater, taucht tief ein in die Ensemblearbeit – erst am Kölner Schauspielhaus, dann in Hamburg, unter Karin Beiers Intendanz. Sie spielt genauso Theater, wie sie Regie führt: mit emotionaler Wucht und intellektueller Durchdringung, und mit vollem Körpereinsatz. Unvergessen „Das Goldene Vlies“ von Franz Grillparzer.

Ich habe aus dem Zuschauerraum heraus die roten Striemen auf ihrem Rücken gesehen, als sie sich in der Rolle der Medea von Jason minutenlang durch den Sand schleifen ließ. Ein wochenlanges hartes Körpertraining ging dieser Inszenierung voraus. Sie hat es geliebt. Ich habe geweint um diese Medea, die nicht anders kann, als ihre Kinder umzubringen. Ich erschauere noch heute, wie sie Franz Grillparzers Worte ins Publikum spricht: „Was ist der Erde Ruhm? – Ein Traum. Der Traum ist aus – allein die Nacht noch nicht“. Die von der Bühne abgeht und um Jahre gealtert zurückkommt, blutbeschmiert.

Maria Schrader entwickelt ihr Spiel sowohl aus tiefster Emotionalität als auch aus intellektuellem Erkenntnisinteresse. Das macht sie so einzigartig. Es dauert acht Jahre, bis sie wieder Regie führt. Gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten Jan Schomburg schreibt sie das Drehbuch von „Vor der Morgenröte“ – ein Film, der die letzten Lebensjahre von Stefan Zweig beleuchtet, bevor er sich 1942 in Brasilien umbringt. Dieser Film wird ein Meisterwerk, ob Drehbuch, die Leistung der Schauspielerinnen und Schauspieler, und vor allem die Regie. Er ist so tief durchtränkt von der Verzweiflung des Exils wie kein anderer mir bekannter Film.

Eine Schlüsselszene muss ich kurz beschreiben. Stefan Zweig – gespielt von Josef Hader – lebt im November 1941 in Petrópolis, er trifft einen anderen Emigranten auf der Straße, den Journalisten Ernst Feder – verkörpert von Matthias Brandt – Preisträger des vergangenen Jahres. Die beiden stehen auf einem Balkon und schauen in den tropischen Dschungel.

Ernst Feder: Jetzt sehen Sie sich diese Aussicht an.

Zweig: Ist das nicht unglaublich? Woran erinnert Sie das?

Feder: Tolstois Dickicht?

Zweig: An den Semmering, ein tropischer Semmering.

Feder: Ja, jetzt wo Sie's sagen ...

Zweig: Diese Natur ... ich bin immer wieder ganz überwältigt von dieser Schönheit ...

lange Pause ... die beiden starren lange stumm auf das Panorama.

Zweig: Ja. Wir haben nichts zu beklagen ...

Feder: Nein, wir nicht ...

Zweig: Wie soll man das aushalten?

Unendlich lange Pause, Vogelzwitschern ...

Ich weiß nicht, wie man besser sprachlich und visuell in dieser Kürze und Verdichtung die ganze Tragik der Emigration fühlbar machen kann, die ja auch Carl Zuckmayer erleben musste – er und Stefan Zweig waren gute Freunde. „Vor der Morgenröte“ schlägt mir heute übrigens noch viel mehr aufs Gemüt als bei seiner Premiere vor acht Jahren. Warum, muss ich wohl nicht näher erläutern. Vier Jahre später dann die Netflix-Miniserie „Unorthodox“, die Verfilmung des Memoires von Deborah Feldman, mit der Maria Schrader als erste deutsche Regisseurin mit einem Emmy ausgezeichnet



wurde. Auch hier findet sich so eine Schlüsselszene. Ohne Worte allerdings. Esthi, die junge Jüdin, die aus der New Yorker ultra-orthodoxen Gemeinde nach Berlin geflohen ist, geht schwimmen im Wannsee. Viel zu warm angezogen im Hochsommer, mit langem Rock, Rollkragenpullover und Perücke, geht sie langsam ins Wasser, die Sonne geht unter, sie streift ihre Perücke ab, fährt sich durch die kurzen, verschwitzten Haare und taucht unter. Dann sehen wir sie auf dem Rücken treibend aus der Vogelperspektive in einer Totale auf dem See. Ein kurzer Moment von absoluter Freiheit und Selbstermächtigung. Und natürlich hat auch „She said“ – der jüngste Film Schraders, die Verfilmung der Recherchen, die zur Aufdeckung der sexuellen Übergriffe von Harvey Weinstein führten, als ganz großes Thema die Grenzerfahrung, die Grenzüberschreitung. Auch hier so beeindruckend und zwingend die genaue Bildsprache, die die Brutalität des Geschehenen subtil einfängt und den Betroffenen gleichzeitig ihre Würde lässt. Während eine Zeugin detailliert von Weinsteins sexueller Gewalt berichtet, sehen wir nur Standbilder des Hotelzimmers, in dem das Verbrechen statt-

fand. Eine Handtasche auf einem Tisch, ein weißer Bademantel auf einem Bett, Unterwäsche auf dem Boden, eine Dusche, aus der das Wasser rinnt. Auch Filmbilder sind Sprache. Und sogar in „Ich bin dein Mensch“ – Sie kennen den Film alle – diese wunderbare, tiefsinnige und melancholische sogenannte RomCom – auch hier wieder das gemeinsame Drehbuch mit Jan Schomburg – finde ich das, was Maria Schrader für mich im Kern ausmacht: die Suche, die Sehnsucht nach dem Absoluten.

In der letzten Szene des Films sitzt Tom – das männliche KI-Love Interest – in Dänemark auf einer Tischtennisplatte und wartet auf seine große Liebe Alma. Alma kommt um die Ecke und fragt: Wie lange sitzt du hier schon?

Tom: Nicht so lange. Drei Tage. Ich bin zu Fuß hergekommen, das hat ein bisschen gedauert.

Alma: Und wie lange wolltest du noch hier sitzenbleiben?

Tom: Bist du kommst ...

Hier spricht für mich im Grunde Maria Schrader. Ich bin mir sicher, in manchen Momenten wäre sie gern ein Roboter, einzig und allein, um diesen lästigen Körper mit seinem Verschleiß loszuwerden. Der uns daran hindert, physische und psychische Grenzen zu überschreiten. Ich habe hochkomplizierte religiöse und philosophische Definitionen vom „Absoluten“ gefunden – manche habe ich nicht verstanden, manche haben mir nicht gefallen. Die folgende finde ich sehr treffend für das, was Maria Schrader antreibt, egal, ob sie Theater spielt, ob sie in eine Filmfigur schlüpft, Drehbuch schreibt, Literatur vorträgt oder Regie führt: „Das Absolute“ ist ein Synonym für das Unerkennbare oder die ungreifbare Grenze.

Und damit bin ich wieder bei der Fanny aus „Keiner liebt mich“ – das Absolute hat natürlich auch immer mit dem Tod und seinem Geheimnis zu tun. Mit seinem Mysterium, das Unerkennbare, die ungreifbare Grenze.

Bevor ich jetzt zum Schluss komme, muss ich noch eine Sache loswerden, liebe Maria: Wenn du einfach nur sehr gründlich, energetisch, absolut und so weiter wärest, dann wäre das ja direkt unheimlich. Es gibt noch etwas, das mir einfällt, wenn ich über dich nachdenke – abgesehen davon, dass du virtuos Klavier spielt, backen, kochen, Strümpfe mit komplizierten

Mustern stricken kannst, in einem anderen Leben vielleicht Chauffeurin geworden wärest, weil du so gern Auto fährst, meistens die letzte auf Partys bist, die besten Partys selber schmeißt, am liebsten um Mitternacht den Schokoladenkuchen des lit.COLOGNE-Festivals futterst...

Da ist immer auch der Zweifel. Du kennst Schreibkrisen, du kennst das Zaudern: Ist das wirklich das richtige Projekt für mich? Du kennst die Angst, nicht gut genug zu sein: Darf ich das? Kann ich das? Will ich das?

Ohne diesen Zweifel an sich ist Kunst gar nicht möglich, glaube ich. Es kann sein, dass dieser Zweifel bei Frauen unserer Generation viel stärker ausgeprägt ist als bei unseren männlichen Kollegen – weil es uns nicht in die Wiege gelegt wurde, Regie zu führen, Kunst zu produzieren. Wir hatten keine Vorbilder. Umso größer Dein Mut, den Zweifel immer wieder aufs Neue zu überwinden! Und umso wunderbarer, dass Du selbst ein Role Model geworden bist für so viele junge Frauen! Genau diesen Mut möchte ich heute gern mit Dir – mit Ihnen allen – feiern!

Ich umarme Dich und gratuliere Dir von Herzen zur Carl-Zuckmayer-Medaille, liebste Maria!





Dankesworte von Maria Schrader

Der Umweg einer Nachricht.
Eine Rückblende.

Es ist, wenn ich mich nicht verrechnet habe, 13 Jahre her, dass ich gemeinsam mit Jan Schomburg, der hier vorne in der ersten Reihe sitzt und darüber hinaus auch einen ziemlich exklusiven Platz in meinem Leben und meiner Arbeit besetzt, in einen italienischen Ort zurückgekehrt bin, den wir schon ein paar Jahre vorher durch Zufall entdeckt hatten. Es ist der einzige Ort am See, um den die breite Autostraße einen Bogen macht und in dem es ein Hotel gibt, das von einem aus zwei Generationen bestehendem, bezaubernd gastfreundlichen Matriarchat geführt wird. Auf drei schmale Stockwerke verteilen sich Zimmer mit altrosa Wänden, die Nudeln der Pasta sind hausgemacht, und es gibt einen kleinen Tisch, der außen vor dem Hotel an einer Steintreppe steht, die durch das Dorf hinunter an den See führt. Wir kamen also wieder und wurden von Giuli, ihrer Mutter, der Tante und der Cousine Olivia wie Familienmitglieder begrüßt. Diesmal kamen wir zum Arbeiten. Wir wollten uns in eine Klausur begeben und das Drehbuch zu „Vor der Morgenröte“ beenden, an dem wir schon seit einiger Zeit und mit Unterbrechungen gearbeitet hatten. Drei Wochen lang frühstückten wir morgens am Tisch an der Treppe, um dann für den Rest des Tages und manchmal bis spät in die Nacht oben im Zimmer vor den Computern zu sitzen. Ab und zu schwimmen gegangen. Und Essen natürlich. Nur ein Mal einen ganzen Nachmittag in die Berge, mit Giuli vorneweg. Hin und wieder ins Gespräch gekommen, mit anderen Gästen des Hotels. Ansonsten im Kopf bei Stefan Zweig, in New York, Brasilien, Buenos Aires, und vor Augen hatten wir einen See in Italien, auf dem tagsüber die Sonne und nachts das Mondlicht glitzerte.

Ich weiß. Wenn ich Sie wäre und mir zuhörte, klänge das nach einer verklärten Beschreibung des Künstlerdaseins in Technicolor, der nur noch die Vespa fehlt. Aber in einem Koffer, in dem man ein kreatives Vorhaben transportiert, reist noch jemand mit, egal wohin, auch an einen in der Son-

ne glitzernden See. Direkt neben dem angefangenen Drehbuch und dem Computer steckt der Zweifel. Bei mir gern mal von der Größe eines alten Staubsaugers, von dem kein Mensch weiß, warum er mit nach Italien muss und wie er überhaupt in den Koffer passen soll. So ist das. Manchmal krieg ich den Koffer vor lauter Staubsauger nicht mal mehr zu, und dann fahr ich gar nicht erst los. Es ist immer wieder und immer wieder von vorne eine unberechenbare Sache mit dem Schreiben, auch dem Spielen – und wahrscheinlich mit der Kunst im Allgemeinen. Ich hatte erst einmal alleine einen Film gemacht, „Liebesleben“, und danke für die Rosen, Regina, aber von dieser Erfahrung habe ich mich ziemlich lange nicht erholt. Also habe ich Theater gespielt und immer wieder davon geträumt, es nochmal zu versuchen. Und jetzt: Europäisches Exil. Stefan Zweig. Wieviele Biografien waren über ihn schon geschrieben worden, und wer zum Teufel bin ich, einen Film über ihn machen zu wollen, was bilde ich mir ein?

Es ist selbst im Nachhinein schwer zu sagen, wann und warum etwas klappt und etwas anderes nicht. Wir waren zu zweit. Und in Jan Schomburgs Koffer reist glücklicherweise höchstens ein Tischstaubsauger mit, für die Krümel vom Kuchen. Auf jeden Fall haben wir in diesen drei Wochen das Drehbuch mit einer sehr seltenen Gewissheit beendet, dass uns etwas gelungen war. Danach folgten drei Jahre, in denen es nicht so aussah, als ob jemals ein Film daraus würde. Bis wir ihn dann mit einem Drittel des Geldes, das wir eigentlich gebraucht hätten, gemacht haben. Ich weiß nicht, ob ich so lange durchgehalten hätte ohne diese Gewissheit, dass das was ist. Und ich erzähle das nur, weil es, zumindest für mich, so selten und gleichzeitig so wichtig ist, mit der eigenen Arbeit und egal, was sie ist, an einen Punkt zu kommen, an dem wir sicher sind: Das ist was. Egal, was andere Leute sagen. Und wenn sich diese Gewissheit einstellt, wie damals mit Blick auf den See, dann gibt es auch eine Verpflichtung, sich ihr zu verpflichten und in den nächsten Gang zu schalten. Dann hat sie auch alles Recht, zu einer Quelle der Kraft, zur schönsten Arbeitserfahrung erklärt zu werden, und der See als glitzernder als er war. Und der Tisch an der Treppe, das Zimmer, Giuli, Olivia, und Mutter und Tante sind untrennbarer Teil der Erzählung. Sie hatten Anteil an dem, was am Ende doch ein Rätsel bleibt. Und eine Person sitzt ebenfalls in diesem Raum, die das Hotel, den Tisch, Giuli und ihre Familie besser kennt als wir. Sie war Gast wie wir, wir sind damals ins Gespräch gekommen, und sie ist keine Geringere als die Chefin des Protokolls



des heutigen Abends: Melanie Mohr. Sie ging einen indirekten oder vielleicht doch sehr direkten Weg. Sie fragte nämlich ausgerechnet Giuli nach meiner E-mail. Und jetzt möchte ich gerne die Gelegenheit ergreifen, und ich nehme an, auch in Deinem Namen, Jan, um mich für diese drei Wochen zu bedanken, und zwar bei Giuli stellvertretend für alle Frauen dieses beeindruckenden Matriarchats, unter deren Flügeln es uns so gut ging. Was für eine wunderbare Überraschung, dass auch Du heute Abend hier bist: Giuli.

Jetzt wissen Sie, welche Nachricht mich auf welchem Umweg erreichte. Und, liebe Carl-Zuckmayer Gemeinde mitsamt Ihrer großen und beeindruckenden Jury, die ich heute Mittag schon kennenlernen durfte, ich sag's ganz ehrlich: Zuerst dachte ich, Sie irren sich. Ein Literaturpreis! So steht's in Wikipedia. Wirklich? Zuckmayer! – Ich habe leider nie ein Stück von ihm gespielt. Aber in der Recherche für „Vor der Morgenröte“ bin ich ihm nähergekommen. Der Brief seines Freundes Albert Ehrenstein wird vorgelesen. Und in einer Szene wird von ihm gesprochen. Wenn auch nur kurz und nur für Eingeweihte, so wie Sie es sind, erkennbar. Barbara Sukowa als Friederike Zweig ärgert sich in ihrer amerikanischen Küche über Josef Hader als Stefan Zweig. Weil er inkognito in New York gelandet ist, um in Ruhe zu arbeiten und sie es niemandem verraten darf. Sie schimpft: „Ich hab' es nicht mal Zuck gesagt“.



Was Zuck wohl sagen würde, wenn er wüsste, dass mir heute seine Medaille verliehen wird? Zuck? ... Die Anwesenden wissen es, ich sage es hier trotzdem noch einmal deutlich: Ich habe weder Romane noch Stücke geschrieben. Höchstens Gedichte. Die hat aber nur ein einziges Paar Augen gesehen. Zum Glück. Drehbücher, ja. Aber ein Drehbuch ist nichts, solange kein Film draus wird, jedenfalls keine Literatur. Es wird höchstens in der Branche veröffentlicht und dann nur von Nerds gelesen. Ich bin keine Schriftstellerin. Leider. Und das ist keine Koketterie.

Das Wort und seine Bedeutung. Und dann: Ein Wort nach dem anderen. Die Worte kamen sehr, sehr viel später als das Feuer, aber in der Relation doch nur einen Wimpernschlag nach der ersten Höhlenmalerei. Zuerst gesprochen, später aufgeschrieben. Der einfachste, uralte und doch so komplizierte Zauber, Worte in eine Geschichte zu fassen und anderen Menschen Erlebnis, Emotion und Erkenntnis zu verschaffen. Das ist in der Literatur ein ganz anderer Vorgang als in der Bildenden Kunst, in der

Musik, im Theater oder Kino. Paul Auster hat ihn so beschrieben: „Auf der Seite eines Buches findet eine intime Begegnung statt. Das Bewusstsein, die Imagination zweier Menschen, von denen einer sogar schon lange tot sein kann, berühren sich“. Die kleinen Striche auf dem Papier können Jahrhunderte überdauern, in der Gegenwart landen und durchs Lesen wiederbelebt werden. „And every reader is a co-inventor of the text“, sagt Paul. Das Lesen ebenfalls ein Schaffensprozess, in dem sich eine Geschichte in unterschiedlichster Gestalt in den Köpfen der Leserschaft manifestiert. Und deswegen ist die Literatur die Königin der Kunst. Ich bewundere und verkläre die Schriftstellerei: Die Unabhängigkeit, niemand anderen, nur Kopf und Herz und Stift zu brauchen oder eine Tastatur. Die Freiheit, buchstäblich alles erzählen zu können, Zeiten, Jahrhunderte und Kontinente von einer Zeile zur nächsten wechseln zu können. Menschen, Gedanken, Träume, Paläste und Welten erfinden zu können, ohne auch nur einen Cent dafür zahlen zu müssen. Keine Gagen, keine Mieten, keine Bau- und Reisekosten wie beim Film. Und dann denke ich: Die Einsamkeit, nur Kopf und Herz und Stift zu haben oder eine Tastatur, und sonst ist niemand da? Die Freiheit, alles erzählen zu können und in der Weite unendlicher Möglichkeiten doch zu verstummen. Die Kilometer an Worten, die gedacht, geschrieben und verabschiedet werden wollen und dann für immer dastehen, unveränderlich ... und ich belasse es bei der Bewunderung, freue mich über meinen eigenen Beruf und besuche nochmal Wikipedia. Und da steht: Sprache.

Ich stamme aus einem Vorort von Hannover. Es kommt nicht selten vor, dass Menschen instinktiv die Nase rümpfen, zumindest einen mitleidigen Blick aufsetzen, wenn sie ‚Hannover‘ hören, dabei gibt es sehr, sehr viel schlechtere Orte – und dann, um es schnell wieder gut zu machen, fällt ihnen plötzlich ein, dass in Hannover immerhin das reinste Deutsch gesprochen wird, Hochdeutsch. Und sie nicken lächelnd, fast anerkennend. Die Sprache, die Heimat. Die Herkunft, die Identität. Niemand kann sich den Geburtsort aussuchen. Wir sind von Landschaft, Geschichte, Sprache und Gesellschaft geprägt, ob wir wollen oder nicht. Glück und Zufall. Als ich klein war, gab es in meiner Familie eine Geheimsprache: Wann immer wir Kinder etwas nicht verstehen sollten, wurde Spanisch gesprochen. Meine Großeltern waren Auswanderer, meine Mutter wurde in Barcelona geboren. Mit Ausbruch des Bürgerkriegs mussten sie Spanien verlassen und nach Deutschland zurückkehren, meine Mutter war gerade ein Jahr alt.



Ihre Eltern brachten ihr dennoch Spanisch bei, und mein Vater lernte es später, um in der Familie kein Außenseiter zu bleiben. Den Ort im Speckgürtel von Hannover, in dem ich aufgewachsen bin, mochten meine Eltern nicht. Um es gelinde zu sagen. Sie mochten ihn gar nicht und wurden nicht müde, verachtende und spöttische Namen für ihn zu erfinden. Sie kümmerten sich um meine Großeltern, die nach Flucht und Zweitem Weltkrieg eher zufällig dort gelandet waren und fühlten sich wie Gefangene. Der Traum meiner Großeltern, nach Spanien zurückzukehren, erfüllte sich ebenso wenig wie der Traum meiner Eltern, ein selbstbestimmtes Leben als Künstler in einer Großstadt zu führen. Spanisch blieb die Sprache der Sehnsucht in beiden Generationen meiner Familie, nach einem anderen Ort, nach einem anderen Leben. Heute kommt es mir vor, als wäre ich auf einer Insel aufgewachsen, einem winzigen kleinen Inselstaat mit eigener Währung, eigener Sprache und eigenen Regeln, mitten im platten Ozean der niedersächsischen Agrarlandschaft und vollkommen unverbunden mit all dem, was uns umgab. Ich frage mich, wie es sich anfühlt, wenn man ein Tal hinunterfährt oder in eine Straße biegt und plötzlich das Herz höherschlägt, weil man denkt: Hier komme ich her, hier gehöre ich hin, dies ist

Heimat, all das bin ich. Unsere Identität definierten meine Eltern in der Nicht-Zugehörigkeit. Im NICHT heimisch sein. Es war ein Fluch sowie ein Motor, ein Lebenselixier. Verstehen Sie mich nicht falsch, sie waren sehr lebendige Menschen mit Humor und Kraft, und sie haben unermüdlich gearbeitet. Ihre Ausstellungen aber trugen Titel wie „Wo man bleiben wird, ohne dort zu sein“ oder „Kein Ort. Nirgends“. Es gab immer die Präsenz eines imaginierten, anderen Lebens, einer anderen Identität. Andere Möglichkeiten, andere Orte waren immer gegenwärtig.

Ich glaube, das ist eine Art Erbschaft, die auch mein Leben und meine Arbeit irgendwie durchdringt. Ich kenne kein Heimweh, und ich kann mich an neuen Orten schnell installieren. Ich habe Filme in Israel, in Afrika, in Amerika gedreht. Ich habe große Abneigung gegen jede Selbstdefinition: Das bin ich, das bin ich nicht, da komm ich her, und hier bin ich fremd. Das ist meine Lieblingsfarbe, das ist mein Lieblingsdichter, dies ist mein Motto, das ist mein Stil, meine Identität, dies ist meine Lieblingsheldin in der Geschichte. Ich werde nie diesen Fragebogen ausfüllen, es sei denn, jede Woche von Neuem.

Als Schauspielerin und auch als Regisseurin habe ich es geübt und lieben gelernt, in der Sprache, in Worten nach einer zweiten Bedeutung, in Charakteren und Figuren nach anderen Möglichkeiten, weiteren Wahrheiten und versteckten Sehnsüchten zu suchen. Menschen im Leben wie in der Arbeit nahekommen, eine Art Heimat in geistiger und emotionaler Verbindung zu spüren, ausgehend davon, dass doch jeder Mensch die Vorstellung, anders sein, anders leben zu können, zumindest ab und zu in Erwägung zieht.

„Das künstlerische Wort“ – was für ein wunderschöner Terminus. „Das künstlerische Wort ist kein Schlagwort, das die Massen hinter sich zusammenrotten will“ – um noch einmal Stefan Zweig zu zitieren, den Meister der Differenzierung, der in einer sich radikalierenden Zeit in der Öffentlichkeit verstummte. „Das künstlerische Wort“ verstehe ich auch als ein Synonym. Denn im Gegensatz zur Literatur ist in meiner Arbeit das Wort nicht unbedingt bedeutender als ein Blick, eine Geste oder ein Schweigen. Hier steht nun aber ein Mikrofon, das zum Sprechen auffordert. Und deswegen möchte ich der Literatur und demjenigen, der uns alle heute Abend zusammenführt, das Wort geben: Carl Zuckmayer.

Ist nicht die Erde

Ist nicht die Erde ein kristallnes Haus
Mit Wänden, die die Strahlen spiegelnd brechen.
Wir strömen uns in ihre Fernen aus,
Wir rasen wirbelnd über Riesenflächen,
Wir greifen an den Feuerkranz der Sonnen
Und sind doch stets in Körper eingesponnen -

Du Körpergrenze - unermessner Saum -
Die Augen, die beschwert nach innen sanken
Begreifen jubelnd, daß die Berge schwanken,
Und alles wächst in Kreisen wie der Baum.
O Brüder! Laßt uns in die Himmel schauen
Und ohne End nach allen Seiten bauen -!!

Aus „Kreuzweg“

Liebes Publikum, ich möchte mich zuerst bei Ihnen bedanken, dass Sie alle gekommen und geblieben sind. Jetzt dauert meine Rede auch nicht mehr lang. Ich bedanke mich sehr herzlich für die liebevolle Organisation dieses Abends, für die Musik, die Moderation, den Einspielerfilm und für die Lesung. Es war schön und ungewohnt, Texten einmal von unten zuzuhören. Ansonsten bin ich ja, wie ihr es eben von Regina Schilling gehört habt, diejenige, die liest, mit Zeruya Shalev neben mir, das machen wir jetzt schon seit bald 25 Jahren. Ich bedanke mich bei der Jury. Es ist eine große Ehre. Und natürlich bei Alexander, wir sind inzwischen beim Du, Herrn Ministerpräsidenten Schweitzer für das fantastische Essen heute Mittag und Deine Worte heute Abend. Und – liebe Regina: Als ich Dir am Telefon erzählt habe, dass ich aus Mainz gefragt worden bin, wer eine Laudatio auf mich halten soll und dass ich das keiner Person abverlangen möchte, die mich gut kennt, weil das unter Freunden so eine besondere Anstrengung ist – da war das keine, also wirklich gar keine indirekte Aufforderung an Dich. Und als Du dann, mit überraschendem Timing und keiner, also wirklich gar keiner Überlegungspause gesagt hast „Also, ich würd’s schon machen“, und ich dann ebenfalls ohne Pause sagte „Nein!“ und Du „Doch!“, blieb die Leitung auf meiner Seite eine Weile stumm.

Und als Du dann nach einer Nacht ‚Darüber schlafen‘, die ich Dir abverlangt hatte, immer noch wolltest, setzte ein bisschen Aufregung ein, ausgerechnet Dich in der Öffentlichkeit über mich sprechen zu hören. Regina Schilling, liebes Publikum, ebenso wie ihr Mann Helge Malchow, der letztes Jahr hier für Matthias Brandt gesprochen hat und heute wieder hier ist, zählen – wie Sie inzwischen wohl geahnt haben – nicht nur zu meinen engen Vertrauten, sondern auch zu den Menschen, denen ich mit nicht nachlassender Neugier zuhöre, die mich inspirieren und animieren, und deren Freundschaft mich glücklich macht, was man sich ja gemeinhin von jeder Freundschaft wünscht, aber auch nicht immer aussuchen kann – und deswegen ist es ein besonderes und sehr großes Geschenk, das Du mir hier auf der Bühne gemacht hast, Regina. Ich danke Dir.
Und ich danke Ihnen allen. Sie haben es mit vereinten Kräften geschafft, dass ich heute Abend ohne jede Scham einen Literaturpreis annehme und mich unglaublich darüber freue. Vielen Dank.





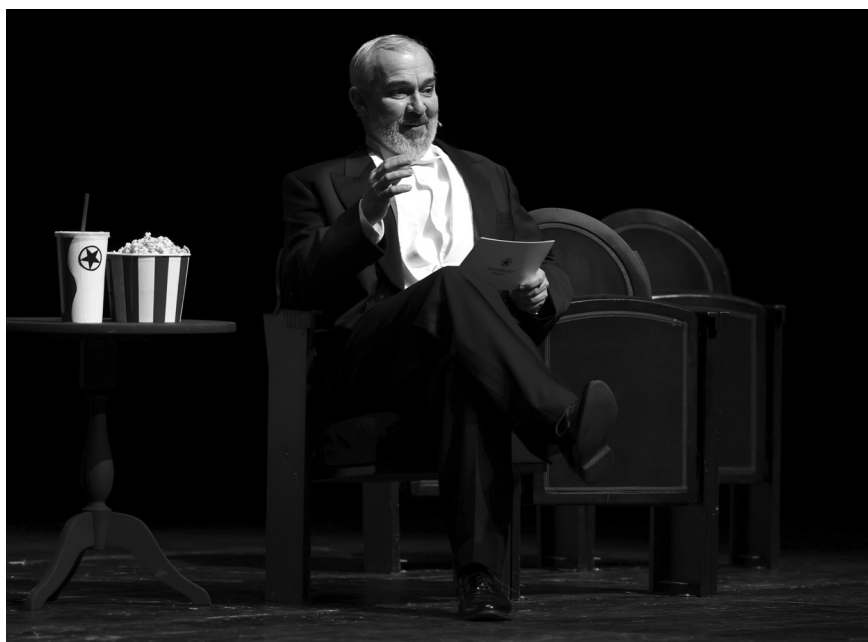
Maria Schrader Biografie

Maria Schrader, geboren 1965 in Hannover, entdeckte früh ihre Leidenschaft für die Schauspielerei und gab bereits mit 15 Jahren ihr Bühnendebüt am Hannoverschen Theater. Nach der Ausbildung am renommierten Max-Reinhardt-Seminar in Wien zog es sie in nach Berlin.

Für ihre ersten Filmrollen schrieb sie die Drehbücher, führte Co-Regie und wurde mehrfach mit dem Deutschen Filmpreis ausgezeichnet. Mit dem Erfolgsfilm „Aimee und Jaguar“ erhielt sie den silbernen Bären der Berlinale und internationale Bekanntheit.

Der Durchbruch als Regisseurin gelang ihr mit dem Film „Vor der Morgenröte“, gefolgt von der Netflix-Serie „Unorthodox“, für die sie als erste Deutsche mit dem Primetime Emmy für die beste Regie ausgezeichnet wurde. Ihre melancholische Roboterliebe „Ich bin dein Mensch“ erreichte die Oscar-Shortlist für den besten ausländischen Film 2021.

Zuletzt drehte Maria Schrader den Hollywoodfilm „She Said“ über die beiden Journalistinnen der New York Times, die den Machtmissbrauch des Filmproduzenten Harvey Weinstein veröffentlichten und damit der #metoo-Bewegung zu globaler Aufmerksamkeit verhelfen.



Carl-Zuckmayer-Medaille des Landes Rheinland-Pfalz

Die Ehrung wurde 1978 aus Anlass des Todestages des aus Nackenheim bei Mainz stammenden Schriftstellers Carl Zuckmayer gestiftet. Die Auszeichnung würdigt besondere Verdienste um die deutsche Sprache und Verdienste um das künstlerische Wort. Medaille und Urkunde werden in der Regel jährlich von dem Ministerpräsident des Landes Rheinland-Pfalz vergeben. Der Vergabe liegt die Empfehlung einer Kommission an den Ministerpräsident zugrunde, der die Entscheidung trifft. Die Kommission setzt sich zusammen aus der Kultusministerin oder dem Kultusminister bzw. ihrer oder seinem Beauftragten als Vorsitzende oder Vorsitzender, je einem planmäßigen Professor oder einer Professorin für Literaturgeschichte der Universitäten Mainz und Trier, einem Vertreter oder einer Vertreterin der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft, einem Vertreter oder einer Vertreterin der Schriftsteller von Rheinland-Pfalz, dem Preisträger oder der Preisträgerin des Vorjahres und bis zu fünf weiteren Persönlichkeiten, die der Ministerpräsident nach freiem Ermessen berufen kann.



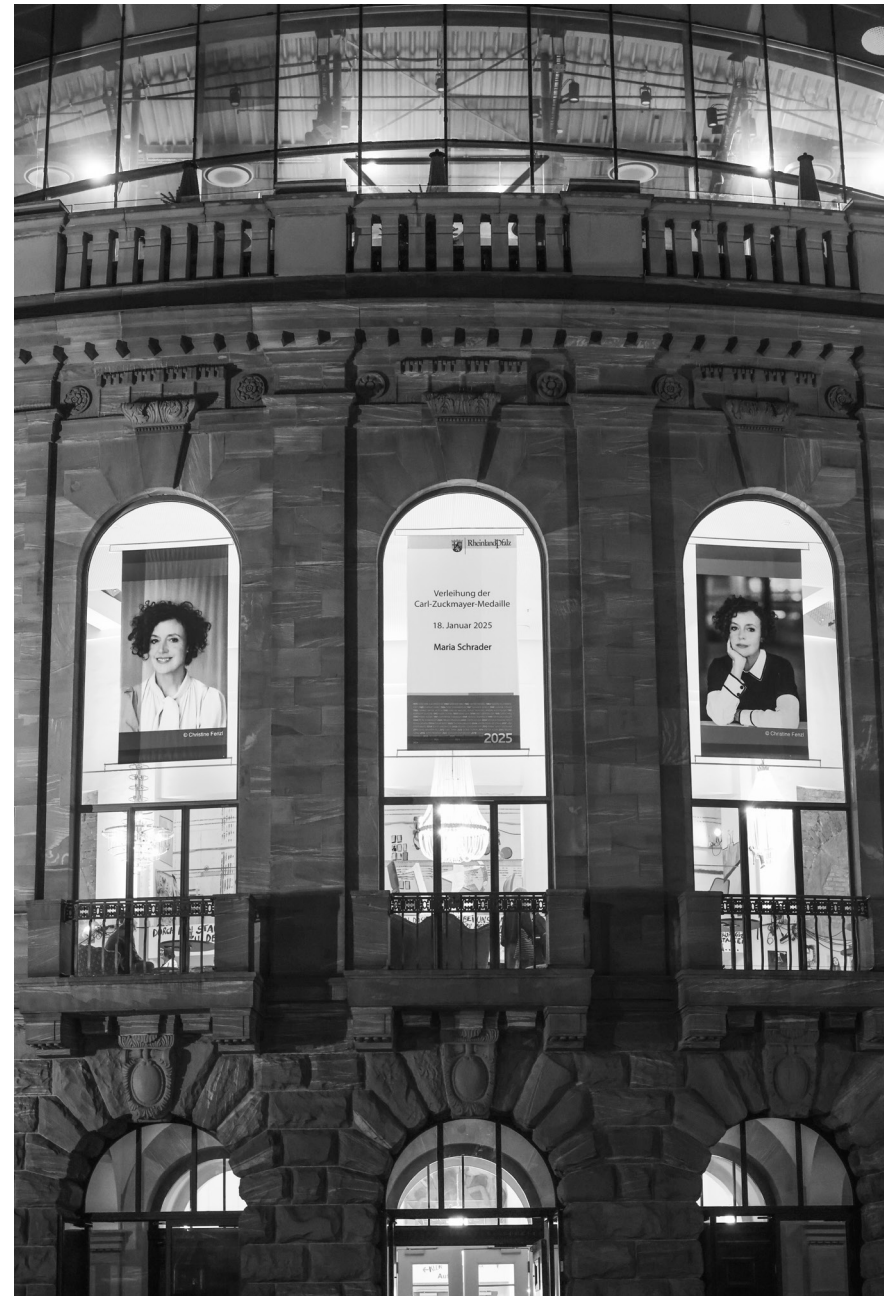
Bisherige Preisträgerinnen und Preisträger:

Günther Fleckenstein (1979)
Werner Hinz (1980)
Georg Hensel (1982)
Friedrich Dürrenmatt (1984)
Ludwig Harig (1985)
Dolf Sternberger (1986)
Tankred Dorst (1987)
Günter Strack (1988)
Hanns Dieter Hüsch (1989)
Martin Walser, Adolf Muschg, André Weckmann (1990)
Albrecht Schöne (1991)
Hilde Domin (1992)
Hans Sahl (1993)
Fred Oberhauser (1994)
Grete Weil (1995)
Mario Adorf (1996)
Katharina Thalbach (1997)
Harald Weinrich (1998)
Eva-Maria Hagen (1999)
Peter Rühmkorf (2000)
Mirjam Pressler (2001)
Herta Müller (2002)
Monika Maron, Wolf von Lojewski (2003)
Edgar Reitz (2004)
Thomas Brussig (2005)
Armin Mueller-Stahl (2006)
Udo Lindenberg (2007)
Bodo Kirchhoff (2008)
Volker Schlöndorff (2009)
Emine Sevgi Özdamar (2010)
Hans Werner Kilz (2011)
Uwe Timm (2012)

Doris Dörrie (2013)
Dieter Kühn (2014)
Bruno Ganz (2015)
Sven Regener (2016)
Joachim Meyerhoff (2017)
Yoko Tawada (2018)
Robert Menasse (2019)
Maren Kroymann (2020)
Nora Gomringer (2021)
Rafik Schami (2022)
Nino Haratischwili (2023)
Matthias Brandt (2024)

Jury zur Verleihung der Carl-Zuckmayer-Medaille 2025:

Katharina Binz, Ministerin für Familie, Frauen, Kultur
und Integration (Vorsitzende)
Prof. Dr. Lothar Bluhm
Monika Böss
Matthias Brandt (Preisträger 2024)
Petra Gerster
Prof. Dr. Andrea Geier
Prof. Dr. Dagmar von Hoff
Dr. Horst Lauinger
Ijoma Mangold
Melanie Mohr
Markus Müller
Silke Müller
Petra Plättner
Susanne Schmaltz



Herausgeber: Der Ministerpräsident des Landes Rheinland-Pfalz

Koordination: Laura Christ

Die Carl-Zuckmayer-Medaille wurde von Otto Kallenbach entworfen
(Repro Carl Nikolaus, Mainz).

2025

Alle Rechte vorbehalten
Staatskanzlei Rheinland-Pfalz und bei den Autoren

Fotos
Staatskanzlei Rheinland-Pfalz / Alexander Sell

Titelfoto
Christine Fenzl

Gesamtherstellung
TEAM 3 Mediengestaltung GmbH, Mainz